

Zeitschrift: Jahrbuch der Reallehrerkonferenz des Kantons Zürich

Herausgeber: Reallehrerkonferenz des Kantons Zürich

Band: - (1948)

Artikel: Die Entwicklung der schriftsprachlichen Leistungen unserer Volksschüler

Autor: Furrer, Walter

Kapitel: Mundart und Schriftsprache im Leben unserer Schüler

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-819618>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

auf das wohldokumentierte Werk «Psychologie der Sprache» von Friedrich Kainz verwiesen. Es berichtet auch ausführlich und kritisch über Versuche, einzelne Wesenszüge der sprachlichen Entwicklung von pädagogischen Interessen her zu erfassen. — Über die wissenschaftlich möglichen Antworten auf die Fragen nach dem Wesen der Sprache und dem Ursprung der verschiedenen Idiome referiert vortrefflich das 1946 erschienene Buch von C. Révész «Ursprung und Vorgeschichte der Sprache». — Von den wesentlichen Leistungen der Sprache handeln die normativ gedachte «Sprachtheorie» von Karl Bühler und die davon ausgehende Schrift «Was ist Sprache?» von Hellmuth Dempe. — Schliesslich bieten die «Beiträge zur Grundlegung der Syntax» von John Ries wichtige grammatische Auskünfte. Wie problematisch im übrigen die überlieferten Kategorien der Schulgrammatik sind, zeigt eindrücklich die Abhandlung von Hans Glinz: «Geschichte und Kritik der Lehre von den Satzgliedern in der deutschen Grammatik.»

B. Mundart und Schriftsprache im Leben unserer Schüler

Die Muttersprache ist ein Urerlebnis des Geistes, wie Puls und Atem Urerlebnisse des Leibes, Sinnesempfindungen und Gemütsbewegungen solche der Seele sind. In der Gemeinschaft verfällt ihr das Kind notwendigerweise als einer elementaren Wirklichkeit seiner kollektiven und individuellen Existenz. Nicht so, dass ihm schon allein Kraft seines Menschthums Sprache zukäme, wie ihm der aufrechte Gang zukommt. Ein isoliert aufwachsender Mensch gestaltet nie eine Art Ursprache aus sich selbst heraus (39/S. 88 und 34 ff.; 23/Bd. II, S. 75).

Die angeborene Fähigkeit, Laute willkürlich zu bilden, und die erbmässigen Regungen formaler Art werden als physische und psychische Disponenden des Sprachvermögens nur in einer sprechenden Umwelt aktuell. Sie erlauben das Übernehmen

irgendeiner Sprechsprache, aber sie bewirken es nicht. Spracherwerb und Gebrauch der Taubstummen weisen überzeugend nach, wie entscheidend das strukturelle Teilhaben an der «Idee der Sprache» ist, indem es jedem eines intellektuellen Kontaktnehmens fähigen Menschen das Hineinwachsen in jede beliebige ihm zufällig zukommende Sprache ermöglicht. (6 und 25)

In mehrsprachiger Umgebung suchen die Kinder die sprachliche Gemeinschaft mit der grösseren Zahl von Menschen, in deren Welt sie sympathisch eingeschlossen sind. — So sind von meinen Vetttern mit ostschweizerischen Eltern die in Frankreich aufgewachsenen sprachlich zu Franzosen, die in den Vereinigten Staaten zu Amerikanern, die in Russland zu Russen geworden, und die Kinder eines Freundes, der als Missionar in Äquatorial-Afrika wirkt, bedienen sich der dortigen Bantusprache lieber als des Schweizerdialekts, der ihnen von Eltern und einem kleinen Kreis Erwachsener täglich nahe gebracht wird. — Das heisst in unserem Zusammenhang, dass der Dialekt in den Schülern immer mächtiger sein wird, als die hochdeutsche Schrift-, bzw. Schulsprache.

Das Kind übernimmt Wörter, Form-Gesetze und Ausdrucksweisen der Muttersprache mit ihren verbindlichen, geschichtlich gewordenen Bedeutungsgehalten als nicht auszuschlagende und zugleich innig begehrte Geschenke. Es erwirbt sich damit weit mehr als ein leistungsfähiges Instrument zur Kundgabe seines Innenlebens und zur Verständigung mit seinesgleichen; es erbt zugleich eine unendliche Fülle verarbeiteter Erfahrungen, gültiger Anschauungen und Begriffe, sowie ausgebildeter Denkformen, deren Allmacht es sich nicht entziehen kann, und die daher seine Weltauffassung und seine Persönlichkeit massgebend und nachhaltig bestimmen. — In seinem Buch «Muttersprache und Geistesbildung» gibt Leo Weisgerber eine überzeugende Beschreibung dieser viel zu wenig beachteten Zusammenhänge und ihrer kulturellen Bedeutung.

Für unsere Kinder ist das Sprechen und Hören der angestammten Mundart das wesentliche geistige Tun, dem sie spontan und

unermüdlich einen grossen Teil ihrer gesamten Energie zuwenden. Ihr Verhältnis zur Schriftsprache dagegen bleibt immer ein künstliches und wird nur selten und frühestens in der Sekundarschule ein freundschaftliches. Die Gründe hiefür sind vor allem in den natürlichen Lebensumständen zu finden und nicht in Mängeln des Unterrichts.

Erwerb und Gebrauch der Muttersprache im vorschulpflichtigen Alter sind in den letzten 50 Jahren eingehend und zuverlässig erforscht worden. Die Namen: William und Clara Stern, Charlotte Bühler und Jean Piaget weisen auf Standardwerke hin. — An dieser Stelle ist ein einziges Ergebnis dieser Forscher zu erwähnen:

«Der Erwerb der Sprache ist bei normalen Kindern in allem Wesentlichen am Ende des dritten Jahres vollzogen.» (23/S. 41)

«Im 4. oder 5. Lebensjahr darf die Hauptarbeit im Erwerb der Sprechsprache als geleistet gelten.» (51/S. 144 und 53/S. 71)

Solche Behauptungen überraschen, trotzdem oder vielleicht gerade weil sie mit jener volkstümlichen Auffassung übereinzustimmen scheinen, welche Aussprüchen zugrunde liegt wie diesem, die Schule vermöge in acht Jahren Sprachunterricht für das Hochdeutsche nicht zu leisten, was die Familie in sechsen für den Dialekt zustande bringe. — Wie sind jene Angaben zu verstehen?

Tatsächlich ist im Alter von vier Jahren die Artikulation aller in der Muttersprache verwendeten Laute weitgehend eingespielt. Auch die mimischen, musikalischen und rhythmischen Ausdrucksmittel der Rede sind gut, bei manchen geradezu virtuos entwickelt. — Der Wortschatz ist zwar noch bescheiden; aber die Auswahl ist zweckmäßig, und die Kleinen können damit ihr Wollen und Meinen befriedigend mitteilen. Die anfänglich bloss assoziative Zuordnung: Lautzeichen ↔ Gegenstand, Lautzeichen ↔ Vorgang, Lautzeichen ↔ Zustand und so weiter, wie sie rudimentär auch bei höhern Haustieren vorkommt, ist überwunden. Mit dem entscheidenden Erlebnis vom Symbolgehalt der Lautzeichen ist den Kindern das spezifisch menschliche

Wortverständnis zuteil geworden. Dieses erlaubt das Verstehen und das intentionale Verwenden der Sprache unabhängig von der raum-zeitlichen Gegenwart dazugehöriger, sinnfälliger Eindrücke. Ist die geistige und sprachliche Entwicklung so weit gediehen, so darf man füglich sagen, etwas Wesentliches sei vollzogen.

Ein ausgebildetes Sprachvermögen erlaubt aber auch, Sätze zu formen. Das Wissen der Worte gilt diesem Können gegenüber als geringere Leistung. Es bedeutet einfach das Verfügen über die fest gegebenen «stofflichen» Bauelemente, während das freie Bilden von Sätzen ein individuelles Gestalten unter Gesetzen ist. Das stellt ohne Zweifel höhere Anforderungen an den Intellekt. Da nun Vierjährige nachweislich alle wichtigen Satzformen spontan bilden, wenn auch nicht immer in grammatisch einwandfreier Ausformung, so darf die formale Hauptarbeit als geleistet gelten (vergl. 23/S. 64 f). Welche ausserordentliche Bedeutung diesem Vorgang zukommt, umschreibt Schopenhauer im 26. Paragraphen seiner Abhandlung «Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde» sehr eindrücklich wie folgt:

«Wenn man die längere und zusammenhängende Rede eines ganz rohen Menschen analysiert, so findet man darin einen solchen Reichtum an logischen Formen, Gliederungen, Wendungen und Feinheiten jeder Art, richtig ausgedrückt mittels grammatischer Formen und deren Flexionen und Konstruktionen, auch mit Anwendung der verschiedenen Modi des Verbums usw., alles regelrecht, so dass es zum Erstaunen ist, und man eine sehr ausgedehnte und wohl zusammenhängende Wissenschaft darin erkennen muss. Die Erwerbung dieser ist aber geschehen auf Grundlage der Auffassung der anschaulichen Welt, deren ganzes Wesen in die abstrakten Begriffe abzusetzen das fundamentale Geschäft der Vernunft ist, welches sie nur mittels der Sprache ausführen kann. Mit der Erlernung dieser daher wird der ganze Mechanismus der Vernunft, also das Wesentliche der Logik, zum Bewusstsein gebracht. Offenbar kann dies nicht ohne grosse Geistesarbeit und gespannte Aufmerksamkeit geschehen, die Kraft, zu welcher den Kindern ihre Lernbegierde verhilft, als welche stark ist, wenn sie das wahrhaft Brauchbare und Notwendige vor sich sieht, und nur dann schwach erscheint, wann wir dem Kinde das ihm Unangemessene aufdringen wollen. Also bei der Erlernung der

Sprache samt aller ihrer Wendungen und Feinheiten, sowohl mittels Zuhören der Reden Erwachsener, als mittels Selbstreden, vollbringt das Kind, auch das roh aufgezogene, jene Entwicklung seiner Vernunft und erwirbt sich jene wahrhaft konkrete Logik, als welche nicht in den logischen Regeln, sondern in der richtigen Anwendung derselben besteht.»

Wäre das Erlernen der Muttersprache bloss ein gesetzmässig verlaufender Vorgang rezeptiver Assimilation, wie Wundt meinte, oder das mehr oder weniger vollständige Übernehmen eines fertigen festen Zeichengefüges, mit dem sich die davon unabhängig vorhandenen Vorstellungen und Gedanken darstellen liessen, dann freilich hätten Kainz und Stern mit ihren Angaben unrecht, weil die sprachliche Entwicklung ein rein quantitativ zu erfassender Prozess wäre, der beim 3—5jährigen Kind selbstverständlich erst am Anfang stünde. Nun aber ist Sprechen-Lernen «ein Akt individueller Selbstentfaltung im geistigen Raum der Sprache». (Stern) Die wesentlichen Fortschritte sind deshalb qualitativer Art und können durch eine Statistik der Vokabeln und grammatischen Formen nicht erfasst werden.

Es frägt sich nun, ob das für die Muttersprache Dargelegte auch für die Schriftsprache gelte. — Ist auch diese ein Urerlebnis des Geistes, sie zu beherrschen ein Lebensbedürfnis unserer Kinder, sie zu erwerben ein Akt der Selbstverwirklichung in der Gemeinschaft? — Wer die Problematik des Deutschunterrichts an unsren Schulen kennt, kann nicht mit ja antworten. Zwar zeigen die Schulneulinge eine lebhafte innere Bereitschaft, miteinander dieses andere Deutsch zu erwerben, welches ihnen so viele Anschriften zu enträteln und die Geschichtenbücher zugänglich zu machen verspricht. Aber man täusche sich nicht; dieses Interesse ist ein durchaus sekundäres, durch unsere besonderen Sprachverhältnisse bedingtes. Nur aus didaktischen Gründen sind wir gezwungen, es sehr wichtig zu nehmen und daran anzuknüpfen. Könnten wir frei von zivilisatorischen Rücksichten rein pädagogisch handeln, so müssten wir den Kindern in erster Linie helfen, ihre Muttersprache weiter zu entwickeln, deren Wortschatz zu mehren und zu klären und deren Satzbil-

dungen richtig anzuwenden; denn die Mundart bleibt hier zu Lande für jung und alt das leistungsfähigste Mittel, die erlebte Wirklichkeit geistig zu verarbeiten. Sie ist auch «die Mutter der Sprachen», wie Jean Paul richtig bemerkte.

Liest man nun die im II. Teil wiedergegebenen Arbeiten der Elementarschüler und vergleicht deren sprachlichen Ausdruck mit dem, was die gleichen Kinder im Mundart-Gespräch zum besten geben, so wird man bei manchen einen Rückfall der Darstellungsweise um zwei bis drei Jahre feststellen. Die kritischen Betrachtungen zum Problem «Mundart und Schriftsprache», wie sie in einer diesbezüglichen Eingabe der Stiftung «Pro Helvetia» an die Erziehungsdirektionen formuliert worden sind («Schweiz. Lehrerzeitung» Nr. 15, 1946), verdienen deshalb ernsthaft bedacht und z. T. praktisch erprobt zu werden. Es heisst da unter anderm:

«Von verschiedener Seite und mit guten Gründen wurde schon öfters ausgeführt, wir Schweizer, besonders wir Deutschschweizer seien eine ausdruckscheue, in sprachlicher Hinsicht gehemmte Nation. Das ist zum guten Teil darauf zurückzuführen, dass der Übergang zur Schriftsprache, als etwas fast Selbstverständliches viel zu früh erzwungen wird. Bevor das Kind in seiner Muttersprache die nötige Sicherheit erlangt hat, die Begriffsbildung vollziehen konnte, wird es sprachlich in ein fremdes Gewand gezwängt. Dadurch wird die natürliche Anlage zur Ausdrucksfähigkeit oft verkümmert, das Kind in seiner naiven Mitteilungsfreude gestört und unnötig gehemmt. Könnte es diese Gaben zuerst in seinem Mutterlaut voll ausbilden, hätte es etwas später kaum so grosse Mühe, sich ebenso sicher auch in der anderen Sprachform freudig und geläufig auszudrücken. Nach der bisherigen Methode kommt es allzu oft nur zu einem papierenen, papageienhaften Nachplappern und zu dem bekannten Durcheinander, das weder den Mundarten noch der Schriftsprache Ehre macht, und im schriftlichen Ausdruck zu den eigenen, persönlichen Erlebens baren, formelhaften Wendungen, welchen wir in den üblichen Kinderbriefen mit Beschämung immer wieder begegnen, und in welchen wir das muntere und eigenwillige Beobachten und Plaudern der Kleinen schmerzlich vermissen.» — Und von Prof. H. Hanselmann wird ebenda zitiert: «Vernünftigerweise dürfte das Schriftdeutsche erst dann an das Kind herangetragen werden, wenn seine mundartliche Sprachentwicklung weitgehend zum Ab-

schluss gelangt ist und eine zuverlässige Festigkeit erlangt hat. Das dürfte in der Regel vor Vollendung des 9. Lebensjahres nicht der Fall sein. Wir sind daher der Auffassung, dass das Kind in der Schule nicht vor der 4. Klasse Schriftdeutsch sprechen und schreiben sollte.»

Für die folgenden Stufen schliesse ich mich auf Grund langjähriger Beobachtungen und der vorliegenden Untersuchung der Meinung Sterns an, der vom Erlernen der Hochsprache sagt, es sei ein Prozess der Angleichung und Selbstbehauptung (in der Schule), der nur in vorgerückten Stadien eventuell auch zur Selbstentfaltung und Welt-Innewerden führe. Tatsächlich kommen nur begabte Sekundarschüler unter günstigem Einfluss zu einer schriftsprachlichen Leistungsfähigkeit, die man als integrierenden Teil der persönlichen Entwicklung anerkennen kann. Die Mehrzahl spricht und schreibt lediglich ein regelrichtiges, stilistisch vom Lehrer und der Lektüre abhängiges Schuldeutsch, das als leistungsfähiges Verständigungsmittel in Sachfragen seine guten Dienste leistet.

Die Gründe für diesen scheinbar bescheidenen Ertrag vielerjährigen Bemühens sind in der peripheren Lage der Schriftsprache zu suchen. Sie ist verbannt aus dem eigentlichen Leben, welchem das Kind gemeinsam mit Gespielen und Eltern, Dingen und Gedanken, Taten und Träumen angehört. Sie ist das fremd tönende oder stumme Idiom des Unterrichts, des Radios, der Bücher und Zeitschriften. Das triebhafte Wollen, das urregige Wissen, das innige Fühlen, sie alle werden ausschliesslich der Mundart anvertraut. In diese ist man hineingewachsen, sie ist eine Gabe der Gemeinschaft. Die Schriftsprache dagegen bleibt immer eine Aufgabe, und in den Deutschstunden scheint es oft weniger darauf anzukommen, was man schreibt, als wie man schreibt. Weltenweit sind im Erleben der Kinder die beiden verwandten Sprachen voneinander getrennt. Dies muss man in Betracht ziehen, wenn man die Entwicklung der schriftsprachlichen Leistungen unserer Volksschüler verstehen und gerecht beurteilen will.